

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 180 (1907)

Artikel: Das Leni
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Seni.*)

Von Ernst Bahn.



I.

Es war wie das Stehenbleiben einer alten knarrenden Tackelfuhr, daß die Sammwirtin tot war.

„Jesus, Jesus, jetzt ist sie tot!“ sagte der Sammwirt, der Florian Senn, stand inmitten seiner niederen, großen, leeren, im ersten Stock gelegenen Gaststube wie an den Boden genagelt, hilflos, als wüßte er nicht vorwärts und nicht zurück, und durch sein ausdrucksarmes Gesicht mit dem ungepflegten, dünnen, braunen Spitzbart zuckte manchmal gleich fernem Wetterleuchten ein Flennen. An

dem langen Wirtstisch, der den sechs Stubenfenstern entlang stand, hockten die beiden Buben, der Joseph und der Balzli, und staunten ins Leere. Auf dem braunen Wachtuch des Tisches waren die sechs Fenster abgezeichnet, eine schöne, klare Reihe, immer ein helles Viereck und der Schatten eines Pfostens dazwischen. In zweien von den Vierecken standen die Schattenbilder der Buben, das breite des Joseph, des in die Mannsjahre reisenden Burschen, mit dem borstigen Blondkopf und dem sauberen, noch unbärtigen Gesicht, und das bescheidene kleine des Balzli, des kaum in die ersten Hosen hineingewachsenen, mit dem weißblonden, dünnen Haar und den schmalen, feinen Zügen.

„Jesus, jetzt ist sie tot!“ In dem Ausruf des Sammwirts lag die ganze Größe des Unglücks, das über das Haus gekommen war, ausgeprägt. Es ging der Mittagsstunde zu. Der Tisch hätte gedeckt werden sollen; der Bauer pflegte um diese Zeit Weisung zu bekommen, was für Arbeit am Nachmittag auf dem Landbesitz zu tun sei, der Joseph Rat zu erhalten, ob das Vieh auszulassen oder nicht, und wohin

es zu treiben sei, und der Balzli pflegte dahin oder dorthin mitgeschickt zu werden, damit er für den Nachmittag versorgt sei. Und die das alles ausdachte und ordnete, die war tot! Im Nebenzimmer lag sie. Die Tür dahin stand angelehnt. Ein Streifen hellen Lichts lief von der Spalte in die große Stube hinaus und zeichnete eine leuchtende, schöne Linie in den nicht überreinen Boden.

In der Nebenkammer lag die Sammwirtin. Aus buntgeblumten Kissen schaute ein eingefallenes, wächsernes Gesicht mit einer spitzen Nase, deren Bug einen leisen Glanz ähnlich fein poliertem Elfenbein hatte. Das Bett stand an die Fenster gerückt, die auch hier wie in der Wohnstube dicht aneinandergereiht waren; so konnte einer, wenn er sich die Mühe nahm, von der Straße herauf der Sammwirtin ins Totenbett sehen. Und ins Bett hinein blickte von hoch und ferne, unterm blauen Himmelsrande herab der neu überschneite klare Steingletscher. Die Sammwirtin hatte den Trost mit in den ewigen Schlaf hinübernehmen können, daß nicht jeder zu Häupten seines Sterhebettes einen solchen Wächter hat. Dort stand der Gletscher, gleich einer riesigen, wundervollen Dombaute. Wie kunstvoll ausgeschlagener Zierat hing der Neuschnee an seinen Gliedern; wie schlanke Türmchen und mächtige Türme, Kuppeln und Zinnen gleich hoben sich seine weiten, im Halbkreis das Tal abschließenden Ränder vom Himmel ab. Das reiche Blau umfloß sie und wich doch wiederum von ihnen zurück, so daß es sich ansah, als täten sich Gründe und Tiefen hinter ihnen auf, Gefilde, in die sich's auf dem Eise hinübersteigen ließe. Einen wundersamen Wächter hatte die Sammwirtin. Neben dem verschwand das schwächliche kleine Menschenwesen, das zur andern Seite ihres Bettes saß, die Hände gefaltet hielt und mit einer vor Andacht leisen Stimme langsam und herzinnig, nicht leiernd, wie die Totenbeterinnen an den Särgen tun, ein Vaterunser nach dem andern sagte. Der Steingletscher warf ein weißes Licht, einen fast heiligen Schein in die Kammer der Samm-

*) Aus „Felden der Wacht“.

wirtin. Er umleuchtete auch das Veni, das Kind, und umleuchtete es so hell, daß an der kleinen vornübergebeugten Gestalt wie an einem kunstvoll behauenen Bildwerke jedes Fältchen des abgetragenen schwarzen Kleides und jedes braune Haar, das wirr und zerzaust auf die schmalen Schultern und in das bleiche Gesicht hinein hing, sichtbar wurden, und daß das Gesicht selber in all seiner durchsichtigen Blässe, mit den blauen Adern an den Schläfen, der feinen, schönen Nase, und dem schmalen, festen Mund, scharf und deutlich geprägt hervortrat.

„Vater unser“, betete das Kind. Da kam aus der Eßstube ein Stöhnen, dann ein Geräusch, als würde sich jemand schwer auf einen Stuhl, und dann ein lautes, in seiner Ungehemmtheit fast kindisches Flennen. Das Veni senkte den Kopf zur Seite und lauschte, dann flog ihre Wangen eine leise Röte an, und als vermöchte es nicht länger zuzuhören, glitt das Kind von seinem Stuhl und trat in die Nebenküche. Als es die Tür öffnete, strömte die Kellerschelle ihm nach in die Küche hinaus; inmitten stand die kleine, dunkle Gestalt und erschien trotz der rauhen Gewandstoffe, in denen sie saß, trotz des schweren Schuhwerks, das ihr die Füße verunstaltete, wie von einem Stern zierlicherer und feinerer Menschen in die Bauernstube heruntergefallen.

„Flennet nicht so, Vater“, sagte das Veni.

Der Kammwirt hockte auf einem Stuhl an der Wand, hielt die Hände vors Gesicht geschlagen und heulte wie ein Weib.

Da schien eine seltsame Entschlossenheit in das zwölfjährige Kind zu fahren; es hatte auf eine schwarze Uhr geblickt, die an der einen Wand dicht unter der Diele tickte. „Zeit zum Essen ist es jetzt“, sagte es halb vor sich hin, halb zu den Mannsleuten gemeint. Dann begann es einem Wandschrank Geschirr zu entnehmen und auf den Tisch zu stellen, vor jeden Buben einen Teller, einen zu Häupten für den Vater. Gleich einer Alten, die lang gewohnte Arbeit tut und weiß, was sie will, ging es hin und wieder. Die Buben blickten auf, langten mechanisch zu und zogen sich das Eßwerkzeug selber näher; dem Bauer versiegten über dem Klappern des Geschirrs die Tränen; er schaute

mit einem Gesicht, in dem das Elend stand, auf das, was vorging. Das Veni ging nach der Küche hinaus. Nach einer kurzen Weile kam sie mit einem Schafbein, Käse und Brot wieder zurück. Aus dem Wandschrank holte sie eine grüne Flasche und stellte sie auf den Tisch.

„Kalt müßt ihr jetzt essen“, sagte sie.

Der Senn stand auf und machte sich an seinen Teller heran. Es war, als würde ein aus dem Geleise gefallener Wagen wieder eingerichtet, als er so an die liebe, alltägliche Beschäftigung des Essens ging. Kauend und schmalzend saßen die drei dann an ihrer Mahlzeit. „Und du?“ fragte nach einer Weile der Joseph mit vollem Munde das Veni, die sich an dem Geschirrschrank zu schaffen machte.

„Ich?“ fragte sie über die Schulter zurück. „Ich kann nicht essen.“ Und ruhig zählte sie an dem kleinen Stoß weißer Teller weiter, an dem sie die Hand liegen hatte. „Es sind kaum genug da, Vater“, wandte sie sich dann an den Senn, der eben ein Glas voll Brantwein in einem Zug hinunterschüttete.

„Warum nicht?“ fragte er stumpfsinnig.

„Weil — weil — auf zwanzig Menschen müßt schon rechnen morgen zum Totenmahl.“

Da dämmerte es erst wieder in des Kammerwirts Gehirn, und die Erinnerung kam ihm zurück, was der Tod seines Weibes alles im Gefolge gehabt hatte. Daß sie tot war, war nicht erstaunlich. Sechs Jahre lang hatte ihr Mann sich darauf vorbereiten können; denn an der Schwindsucht war die Kammerwirtin gestorben; zähe, wie sie gewesen war, hatte sie sich freilich noch bis zur letzten Stunde im Hause herumgeschleppt. Der Pfarrer hatte sie noch erreicht, ehe sie ausgelöscht war; schön in Ehren und Frieden war die Kammerwirtin gestorben. „Richtig“ — so dämmerte es dem Kammerwirt auf — „und der Pfarrer hatte auch gesagt: ‚Ihr werdet morgen ein volles Haus bekommen, Senn, wenn eure ganze Verwandtschaft zur Gräbt*) kommt!‘

„Ja, ich muß, denk’ ich,“ sagte er dem Kind zur Antwort, „dann nachher sehen, daß ich

*) Das Begräbniß.

Teller entlehne“, und er hieb vom Schaffknochen Blättlein um Blättlein schwarzen Fleisches ab.

Aber als das Essen vorbei war, sorgte der Lammwirt, der unbeholfene, vom Schnaps übel mitgenommene Mensch, weder für Teller noch für anderes. In die Totenkammer ging er hinüber, hockte am Bett seines Weibes nieder und verbetete und verschlief abwechselnd den Nachmittag. Dafür schaltete eine andere im Hause. Das Veni langte mit ihren kleinen Händen in das Triebwerk, das das Geschick des Lammwirthshauses bewegte, und langsam kam das stockende wieder in seinen trügen Gang. Den Bruder, den Joseph, weckte das Kind zu seiner Pflicht, als er am Eßtisch einschlafen wollte: „Jetzt gehst grasen, Josi, hörst?“ wies sie ihn an und gab ihm den Balzli mit, damit auch der versorgt sei. Und im Verlaufe des Nachmittags wurde das Kind zum Mittelpunkt alles dessen, was im Lammwirthshause geschah. Bei ihm holten die Neugierigen sich Auskunft, die wissen wollten, wie die Sennin gestorben war; die Milchkunden kamen zu ihm, denen sonst die Lammwirthin allabendlich die vom Joseph eingebrachte Milch ausmaß, der Waisenvogt ließ das Veni rufen, als er mit dem Senn zusammen saß und dieser nicht wußte, wo sein verstorbenes Weib die und die Wertschrift aufbewahrt hatte, und der Pfarrer, der Alter und allfällige Wünsche der Verstorbenen zu notieren kam, holte sich bei dem Kinde Rat.

Wie es aber an diesem Abend war, blieb es am Morgen und den ganzen folgenden Tag, über die Gräbt und nachher — wer etwas wollte, lief zu dem Veni.

II.

Die Lammwirthin war seit Tagen begraben. Eine Schwester ihres Mannes sprach im Lammwirthshaus vor, eine redliche, alte Frau, die im Nachbardorfe daheim war, wo sie eine große Familie und einen Haufen Sorgen hatte. Seit dem Begräbnis war sie mehrmals dagewesen.

„Ich kann den Bruder nicht allein lassen. Wie sollte der sich weiterhelfen; er ist nie ein Übergescheiter gewesen; jetzt, seit seine Frau tot ist, scheint er gar wie vor den Kopf geschlagen.“ Das erzählte die Frau denen, die

auf ihrem Herwege sie anhielten und das Warum und Wielange ihres Kommens wissen wollten. Als aber sie, die Veronika, über die Steintreppe zur Haustür am Lammwirthshaus emporstieg, lag oben auf der Schwelle das Veni auf den Knien, hatte einen groben Sack gleich einer Schürze umgebunden und einen Kessel heißen Wassers neben sich stehen, und mit einer Bürste, die die kleine, raue Hand mühsam umspannte, fegte das Kind die Bretter des Hausflurs. Es sah auf, als es die Tritte der Frau auf der Treppe hörte. Sein bleiches Gesicht war geröthet, Schweißtropfen standen an den Schläfen, und das Haar hing wirr und feucht in beide Wangen hinein.

„Schaffst?“ sagte die Veronika, und das Veni stand lächelnd und schnaubend auf, um sie vorüber zu lassen. „Der Vater ist in der Stube“, gab es Auskunft, dann schritt die Veronika vorbei.

Der Lammwirt lag im Fenster, als seine Schwester eintrat; es war seine Lieblingsbeschäftigung, im Fenster zu liegen und auf die Straße hinabzustaunen. Er hörte den Besuch nicht, und erst als ihm die Frau die Hand auf den Rücken legte, wendete er sich träge um und legte seine Finger in die ihren.

„Was macht ihr?“

„Bah ja, es geht auch, weil es muß.“

So gingen die Worte zwischen ihnen hin und her, während sie sich am Tische niederließen. Die Veronika strich sich das dünne, graue Haar unter das Kopftuch, dann sagte sie: „Nun, hast dich umgesehen nach einer Magd?“

„Bah — nein“, brummte der Senn.

„Ja, und warum nicht?“ fragte die Frau ungeduldig.

„Es will's allein machen“, gab der Lammwirt zurück und zuckte die Schulter nach dem Flur hinaus, wo das Veni fegte.

„Das Kind? Bist wohl ein Narr?“ zürnte die Veronika.

Der Lammwirt schwieg darauf; erst nach einer geraumen Weile sagte er schnaufend:

„Eine Magd, das gibt es auch nicht bei uns, dazu ist auch kein Geld da.“

Da stand die Veronika auf und ging nach der Türe; sie hatte einen energischen Zug in

dem bleichen Sorgengesicht und rief mit einer scharfen Stimme nach dem Veni. Das Kind kam, mit der Sackschürze angetan, die Bürste in der Hand, von der Seifenwasser tropfte. Aus grauschwarzen, großen und stillen Augen sah es die Veronika an.

„Eine Magd müßt ihr doch jetzt nehmen,“ sagte diese, „gerade habe ich es dem Vater gesagt.“

„Nein, nein!“ gab das Kind zurück; es schüttelte den Kopf so hastig, daß das „nein, nein“ wie ein erschrecktes „Herr, du mein Gott“ sich ausnahm.

„Wie sollte es denn sonst gehen“, fuhr die Veronika fort. „Das gäbe mir eine schöne Haushaltung sonst.“

Da trat das Veni um einen Schritt näher an sie. „Eine Magd ist für uns nicht. Wir haben kein Geld dazu. Sie hat es immer gesagt, die Mutter! Und jetzt erst recht nicht. Wo sollte es herkommen! Der Vater verdient nichts. Und dann — eine Fremde ins Haus, die alles regieren möchte!“

Die Veronika wollte ihm in die Rede fallen, aber das Kind zog einen Schlüssel aus der Tasche. „Ich muß selber da sein“, flüsterte es leise, damit der Senn in der Stube es nicht hörte. „Den Wirtskasten muß ich abgeschlossen halten, sonst kommt der Vater dahinter. Er hat ihn nie haben dürfen, den Schlüssel, bei der Mutter nicht. Es tut ihm nicht gut, wenn er trinkt — und dann — ich muß da sein — was sollte nur mit dem Balzli geschehen, wenn ich nicht zu ihm lugte?“

„Aber die Schule“, warf die Veronika bedächtiger ein.

„In die Schule gehe ich nicht mehr. Das geht über die Schule, was ich hier tun muß!“

Damit wendete sich das Veni an die Fegarbeit zurück. „Ich muß da sein“, klang ihr Murmeln noch hinter der Verwandten her, als diese in die Stube zurücktrat. Und des Mädchens kleine Gestalt streckte sich; es hatte bei all seiner Zierlichkeit etwas Herrisches. Selbst die schwer einzuschüchternde Veronika fand die Schmähworte nicht, die ihr sonst gleich auf die Zunge sprangen. Als sie nach einer Stunde das Sammwirtshaus verließ, war ihr

Kommen umsonst gewesen; an eine Magd dachte keines im Hause.

An eine Magd dachte keines, Tage und Wochen und Monate nachher. Das Veni führte das Hauswesen, das Veni, die in die Schule gehörte und nicht mehr hinging, weil sie niemand zwang. Sie führte das Hauswesen sonderbar wohl, rückte an die Stelle der Sammwirtin, und das Mannsvolk im Haus wußte schon bald nicht mehr, daß es einmal anders gewesen war. Im Anfang hatte der Sammwirt ein paarmal gebrummt, weil der Mais zu Mittag angebrannt gewesen, oder weil er den Wirtsschrankschlüssel nicht fand. Inzwischen hatte das Veni das Kochen, das in dem Haushalt keine Kunst war, gelernt, und der Sammwirt hatte gelernt, den Schlüssel nach wie vor zu mißsen. Er war auch ganz zufrieden dabei, der geistesarme Mann. Wenn sein Tag auf und nieder ging und ihm Essen und Schlafen brachte, fragte er nicht viel nach anderm. Sein Sohn, der Joseph, war wie eine Arbeitsmaschine, er schaffte ganz wacker, wo die kleine Schwester ihn hinwies; nur das Denken verstand er so wenig wie der Vater, und es war darum auch für ihn ein Glück, daß die tote Sammwirtin eine Nachfolgerin hatte, die sich seiner annahm. Der Balzli aber erst recht konnte über das Veni froh sein. Der war lebhafteren Verstandes, aber ihm tat noch etwas wie wärmende Liebe und Fürsorge not, und an ihm wurde das Kind, das Veni, zur Mutter, so sonderbar das klingt. Schließlich — das Mutterspielen liegt den Mädchen im Blute, und aus dem Spielen heraus lernt sich der Ernst.

Das Veni also wuchs in die Pflichten der Sammwirtin hinein. Zu Anfang schienen sie fast leicht; sie waren neu; auch wuchsen sie erst mit den Tagen. Aber allmählich sank es wie eine schwere Last auf des Kindes Schultern. „Das Veni geht zu Grund,“ sagten die Dörfler; „das ist ja doch nicht möglich, daß ein so junges Menschenwesen werken, denken und Ordnung halten kann, wie ein Erwachsener.“ Der Pfarrer kam zum Sammwirt, und ein rascher, leicht zorniger Mann, wie er war, fuhr er ihn an: „Ja, — nein, — hört denn, — das mit dem Kind, dem Veni, das ist eine Schande und ein



S. Freudenberger (1745—1801).

Die Mai-Sängerinnen.

Les chanteuses du mois de mai.

Spott, so geht man nicht um mit seinem Kind; so — —“

„Wa — as?“ stieß der Senn nit offenem Maule hervor, „ich — ich —“

Da stand das Leni selber in der Tür, ein wenig bleicher vielleicht noch als früher, ein wenig schwächer noch vielleicht, aber einen sonderbaren Glanz in den grauen Augen. „Was sagt Ihr, Herr Pfarrer?“ sprach sie, während zwei brennrote Flecken wie zwei fremde Vögelchen auf ihre Wangen flogen. „Der Vater ist doch recht mit mir, das ist er, und —“

„In die Schule gehörst du, Mädchen“, fiel der Pfarrer ihr in die Rede. „Eine Sünde ist es, eines aufwachsen zu lassen wie dich!“

Das Leni trat näher; sie war jetzt schneeweiß im Gesicht. „Herr Pfarrer,“ sagte sie mit seltsamer Festigkeit und Altklugheit, „wie wir es haben, weiß keiner zu sagen als wir. Uns gibt keiner etwas, also soll auch niemand etwas von uns wollen. Wir müssen uns selber helfen. Ich muß hier bleiben und helfen; der Vater hat sonst niemand.“

„Ja, ja, sie muß hier bleiben“, bekräftigte der Sammwirt, und es schien, als richtete er sich an der Stärke des Kindes auf; denn er fügte hinzu: „Überhaupt, dareinreden soll man uns nicht!“

Nach einer Weile zog auch der Pfarrherr unverrichteter Sache ab, wie die Veronika ehemals abgezogen war. Aber als er gegangen war, saß das Leni in der rauchschwarzen, unsauberen Küche auf einer Bank, seufzte und legte die Hände in den Schoß, und zum erstenmal war eine große Müdigkeit an ihr. Es fiel ihr ein, daß das In-die-Schule-gehen doch leichter gewesen sei. Eine Sehnsucht kam sie an, auf die Gasse hinunter zu laufen, wo sie sonst mit den Dorfmadchen gespielt hatte, und auf einmal erschien sie sich wie mit Riemen in einen Käfig gebunden. Arme und Beine waren ihr bleischwer, die Schultern drückten sie. Wieder seufzte sie zitternd. Dann fiel ihr der Morgen ein, an dem die Mutter gestorben war; wie da alles hatte stillstehen wollen, wie doch eines sich hatte aufraffen müssen und — damit es wieder weiterging im Haus. Ja und jetzt — was auch der Pfarrer und die andern sagten

— es war ganz recht, es konnte nicht anders sein, als wie es war — daß — sie, das Leni, jetzt im Haus schaffte! Die Arbeit war ihr auch nicht zu viel; sie hätte nicht einmal daran gedacht, daß sie mehr tat, als für Kinder ihres Alters gewöhnlich war, erst die andern machten sie darauf aufmerksam, und — und, ja, müde war sie jetzt schon manchmal, so viel blieb wahr, und das Bett war ihr jetzt eine Freude, in das sie sonst nie spät genug hatte schlüpfen können.

Müde wurde das Leni. Sie schaffte Tag für Tag; zwar war die Ordnung im Haushalt und die Reinlichkeit im Hause keine übergroße, aber es ging doch alles so leidlich vorwärts. Für einen Nichteingeweihten war es erstaunlich, wie die kleinen, schmalen, rauhen Hände des Mädchens in dem Hause taten, was eine starkknochige Weiberfaust anderorts verrichtete, und hinter der schmalen, klugen Stirn das zurecht sich spann, was in manchem Haushalt Mann und Frau mühsam in gemeinsamem Plane ausheckten. Aber müde wurde das Leni! Hätte einer mit Menschenkenneraugen hineinschauen können, es möchte ihm gewesen sein, als werde das Kind zusehends kleiner, unscheinbarer, als drückte es etwas von beiden Seiten zusammen. Aber das Leni klagte nicht. Wozu? Sie hatte ja doch ihre Feierstunden. Und diese Feierstunden waren etwas ganz Großes. Da hätte wiederum der, der mit Menschenkenneraugen hineingeblickt hätte, etwas Wunderbares erspähen können!

Da war allsonntäglich die Stunde in der Kirche. Wegen des Gottesdienstes saß das Kind nicht dort, nicht des Pfarrers und seiner Worte wegen, obwohl es sicher aus gleichem Pflichtgefühl wie die übrigen Andächtigen auf den schönen Hügel gestiegen war, auf dem das weiße, starke Gotteshaus stand. Aber in dem Stuhl saß es sich wunderbar gut. Es war ruhig ringsum, es blieb gar nichts zu denken, an keine Arbeit, und keine Arbeit war zu tun. Und was über einen erging, tat einem wohl. Da waren zuerst die Glockenklänge, die hallenden, wandernden, mit denen es war, als stiegen sie auf Weiterstufen im Kirchturm empor, immer singend, und breiteten immer singend Schwingen

zum Fluge aus, wenn sie auf der Kirchturmshöhe waren, und hoben sich endlich und schwängen sich hinaus in die Luft, talab oder über die Berge und in alle Himmelshöhen, immer singend, immer singend. Und dann kam der Pfarrer. Der redete schöne Worte über die Tauschenden hin. Verstand man sie, war es gut, verstand man sie nicht, war es wieder gut; denn es gab doch ein friedliches Gefühl, zu wissen, daß einer Schönes und Gutes über einen hinredete, einer, der nichts von einem wollte, keine Arbeit, nichts, und einem die Ruhe nicht störte. Und da war der Sonnenschein oder, wo dieser fehlte, doch die Tageshelle. Durch die hohen, schmalen Scheiben ergoß es sich herein, fast wie Bäche, die als leuchtende Bänder über ferne Wände gespannt sind und deren Bewegung man nicht sieht, deren Rauschen man nicht hört. Und ein Fenster war zur Rechten des Altars hoch oben, das einzige, das in Farben prangte, eine Kreuzabnahme Christi darstellte und von einer reichen Frau aus einer reichen Talstadt gestiftet worden war. Aus diesem Fenster brach, wenn die Sonne hineinschien, eine wunderbare, tiefe, vielfarbige Glut und übergoß das Veni, die die Augen daran gehängt hatte. Sattes, ruhiges Blau, brennendes, flammendes Rot und goldigstrahlendes Gelb! Es war, als beugten sich die Gestalten der Scheibe nieder, oder doch, als ginge eine Wärme von dem Bilde aus. Dem Mädchen wurde das Herz warm über dem Leuchten.

Die Stunde in der Kirche war aber nicht Venis einzige Feierstunde. Eine andere fiel auch auf den Sonntag, doch nicht auf jeden; denn es blieb nicht an jedem Sonntag die nötige Zeit. Am Sonntag abend pflegte die Schwester Immaculata, die Lehrschwester, ihren Spaziergang auf der breiten, talwärts führenden Straße zu machen. Die Schwester Immaculata war ein Bild lebendig gewordener Liebe, und die Dorfmadchen hingen mit einer schwärmerischen Verehrung an ihr, so daß es ihnen als ein hoher Vorzug galt, mit und neben ihr die Straße entlang wandern zu dürfen. Eine lange Reihe kamen sie oft im Abendschein gezogen, in der Mitte die etwas blasse, mild blickende Nonne, ihr zu seiten die Mädchen, eine Art

Andacht in den Gesichtern und ein Aufleuchten in den Augen, wenn die Schwester jetzt und jetzt ein Wort an sie richtete. Die Glückliche unter diesen war das Veni, wenn sie dabei sein durfte. Sie hatte das Vorrecht, der Schwester am Arm zu hängen, denn jene verstand, mit welcher heimlich zitternder Freude das Kind die Stunde genoß, die es aus seinem Alltag hinausbrachte, und eine herzliche Liebe zwang die barmherzige Frau dem genügsamen Kinde nahe.

Von solchem Abendgange trat das Veni schweren Herzens ins Haus zurück und nahm mühsam alle die Arbeit wieder auf, die dort seiner wartete, mühsam und mühsamer, je weiter die Zeit schritt. Nicht, daß sie klagte; der Lammwirt und seine Buben merkten nicht, daß ihre kindliche Haushälterin nicht mehr recht weiter konnte. Unter der schweren Fegarbeit aber schnaufte das Kind manchmal schwer, und zuweilen, wenn im Kopf zu viel der Dinge überdacht sein mußten, legte es die Hand an die Stirn, schloß die Augen und hätte schlafen mögen.

Schlafen schien dem Veni eines Tages das höchste Glück, eines, das selbst über die Gottesdienststunde und über den Abendgang mit der Lehrschwester ging. Und dann begann sie sich nach einem langen Schlaf zu sehnen, nach einem so langen, daß sie sich gar kein Bild von seiner Länge machen konnte.

Um diese Zeit war es, daß das Kind eines Abends bei Zunachten den Bruder, den Joseph, bei einem Mädchen aus der Nachbarschaft stehen sah, bei der Gunter-Marie. Die war mit dem Joseph zusammen zur Schule gegangen, war ein starkes, blondes, gutmütiges Ding, das dazu noch einen Sack voll Bazen von zu Hause zu erwarten hatte. Und mit der war der Joseph Hand in Hand gestanden. Als sich an diesem Abend der Senn und seine Buben zu Tische setzten, kam auch das Veni, die sonst selten mitaß, herein, hatte große, glänzende Augen und lachte schon unter der Tür, ohne daß es die andern merkten, still in sich hinein. Dann rückte sie sich einen Teller in die Nähe des Mannsvolkes, setzte sich und leuchtete mit einem frohen Blick den älteren Bruder an. Jetzt erschien doch dem Lammwirt, dem Vater, ihr Wesen fremd. „Was

ist mit dir, daß du einmal vergnügt bist?" fragte er in seiner faulen Art.

Das Veni lachte. Es war ein kindisches Lachen und tat wohl an ihr, die sonst nur noch der Gestalt nach ein Kind war. Auch der Joseph wurde aufmerksam, und der Balzli fing an, übermütige Reden zu führen, weil ihn Venis Art ansteckte.

"Nun, so rede, was hast?" fragte der Senn, als sein Mädchen noch immer kicherte.

"Weil er heiraten will, der Joseph", platzte das Veni heraus.

Der Joseph wurde rot bis unter die borstigen Haare. "Bah", sagte er achselzuckend.

"Heiraten! Wollte wissen, wen!" brummte der Senn.

Der Joseph würgte an Worten, dann schienen sie sich ihm auf die Zunge zu drängen.

"Ja," stotterte er, "ja — es könnte denn erst noch sein — eines Tages."

"Wollte wissen, wen", wiederholte der Senn und sah seinen Buben an, als wüchse dem ein Horn aus dem Kopf.

"Die Gunter-Marie — könnte sein — eines Tages", arbeitete der Joseph eine Art Beichte hervor. Da kam es von den Lippen Venis wie ein Fauchzen, so daß alle drei sie anstarrten.

"Ja, ja", sagte das Kind; und nach einer Weile: "Das ist eine Rechte, die Gunter-Marie." Und zwischen Lachen und Reden schlang das Mädchen unbewußt ein paar Bissen hinunter, stand dann wie von innerer Unruhe gedrängt wieder auf und ging zur Türe. Auf der Schwelle wendete sie sich noch einmal um: "Heirate nur bald — du, Sepp", mahnte sie, dann ging sie hinaus.

III.

"Wann heiratest jetzt?" Das wurde eine Frage, die dem bedächtigen Senn-Joseph mehr als ihm lieb war in die Ohren klang. Das Veni wurde nicht müde, sie immer wieder zu stellen. Der Joseph wurde ärgerlich.

"Was geht es dich an", fuhr er die Schwester manchmal an. "Wirst es dann wohl sehen", gab er zu andern Malen Bescheid. Indessen war er mit der blonden Gunter-Marie doch so weit, daß das Dorf davon redete, die zwei würden sich heiraten. Aber dem Veni ging es

zu lang, viel zu lang. Der Senn und der Joseph wunderten sich, was das Mädchen ankam und warum es so veressen darauf war, daß der Bub heiratete.

Das waren zwei Blinde, der Senn und der Joseph. Sonst hätten sie sehen müssen, daß das Veni sich mühsam schleppte, daß sie ein wachsfarbenes Gesicht hatte, darin die grauen Augen mit einem heißen Schein standen; sonst hätten sie hören müssen, daß das Veni hustete, und sehen müssen, daß sie kaum mehr aß, nur noch aß wie die Vögel, die jetzt zu Winteranfang an die Fensterbrüstung betteln kamen.

Daß das Veni anders war, merkten die Männer erst, als das Kind anfang, ein Tuch um sich zu schlagen, als ob es friere. "Was hast?" fragte der Senn.

"Nichts! Es wird kalt", sagte das Veni. Von dem Tag an ging sie immer in das große, grauschwarze Tuch gewickelt, das der Mutter gehört hatte.

Nach Neujahr standen der Joseph und die Gunter-Marie im Amtsblatt. Das Blatt lag am Abend auf dem Tisch in der Sammwirtsstube, dort aufgeschlagen, wo die beiden Namen standen. Nacheinander schauten alle hinein, der Senn, der Joseph, der Balzli und das Veni. Und dann wieder der Senn, der Joseph, der Balzli und das Veni. Es war etwas so unerhört Großes, was da stand! Nachher saß das Veni zum erstenmal müßig auf einem Stuhl in der Stube und kam ins Nicken. Der Senn sah sie einmal an und brachte die Augen nicht mehr von ihr ab. Das Mädchen saß am Ofen, und der Kopf sank ihr an die Kachelwand. Das große Tuch hüllte sie fast völlig ein, nur die dünnen Beine lugten um ein wenig darunter hervor und die großen Filzschuhe. Das Gesicht war aber so scheinig bleich, daß der Senn bis in sein lahmes Herz hinein erschrak. "Aha, du mußt es auch leichter haben, wenn die Marie im Haus ist", rechnete er sich langsam, langsam zusammen, als er das Veni so anblickte. Diese erwachte unter seinem Blick, schauderte zusammen und lächelte dann. Ein wenig müde kletterte sie vom Stuhl und ein wenig müde schlich sie sich hinaus. "Jetzt wäre ich fast eingeschlafen", sagte sie und



lächelte wieder. Diesmal lag in dem Lächeln etwas wie Hoffnung. Es leuchtete fast jäh auf, als hätte das Veni gesagt: „Und jetzt darf ich ja noch nicht schlafen, aber bald!“

Dann gingen die Tage wieder. Und das Veni schaffte und hustete und fieberte und schaffte und fror und lächelte. An einem Morgen in der hellen Herrgottsfrühe saßen die vom Sammwirtshaus in der Kirche, und die Glockentöne taten wieder, immer singend, ihre Reise den Kirchturm hinan und hinaus. Der Senn-Joseph hielt Hochzeit. Und am Abend war die Gunter-Marie, des Josephs junge, starke, schaffige Frau, im Hause. An diesem Abend legte sich das Veni mit einem unendlich wohligen Seufzer in das Bett, in dem die Mutter gelegen hatte. Seit sie die Hauswirtschaft im Sammwirtshaus geführt hatte, hatte sie dies Bett und die Stube, aus der der Vater zu den Buben verzogen war, zu Recht inne. In diesem Bett lag sie, als der Morgen kam, noch immer schlafend. Dem Senn dauerte es zu lange, daß sie nicht zum Vorschein kam. Er ging, nachzusehen. Da lag sie noch und schlief. Sie sah aus wie eine Selige im Schlaf, und der Steingletscher leuchtete ihr ins Bett und war nicht weißer als ihr Gesichtlein.

„Kannst jetzt auch aufstehen“, sagte der Senn, halb ärgerlich, halb furchtsam.

Da tat das Veni die Augen auf und lächelte und tat die Augen wieder zu. Das Aufblicken war gerade so deutlich, als hätte sie geredet. Selbst der geistesarme Sammwirt hatte das wortlose Reden verstanden: „Jetzt braucht mich keiner mehr! Wie ich jetzt froh bin, daß mich keiner mehr braucht und daß es jetzt so still ist da!“

Irgendwie brachte der Senn es nicht über sich, das Kind weiter im Schlaf zu stören. Brummend ging er zur Tür.

Zu Mittag, als er es doch stören wollte, als er ganz grimmig in die Stube gefahren kam, weil das faule Veni noch immer schlief, da hatte es just den großen Schlaf begonnen, den die Mutter schon lange tat, den Ewigkeits schlaf. So müde war es gewesen!

Der Röstschberg.

Raum ist der Simplon erstellt, so regen sich die angrenzenden Länder, um die besten Verbindungen mit der neuen Weltstraße zu bekommen und der Vorzüge teilhaftig zu werden, die sie dem Norden und Süden bringen soll. So auch der Kanton Bern.

Um von Bern aus heute zum Simplon zu gelangen, muß man den Umweg über Lausanne machen, der etwa 250 Kilometer mißt und auch mit den schnellsten Rügen 5—6 Stunden in Anspruch nimmt. Und doch liegt die Stadt Bern in gerader Linie nur 80 Kilometer von Brig entfernt, Frutigen und Interlaken, wohin bereits Eisenbahnen führen, sogar nur 40, eine Entfernung, die derjenigen von Bern nach Neuenburg oder Langenthal entspricht, und nicht weiter ist als der Weg von Burgdorf nach Thun.

Es bleibt also ein verhältnismäßig kleines Stück Eisenbahn zu bauen übrig, um aus dem Kanton Bern zum Simplon zu gelangen; aber so kurz die Strecke ist, so groß sind die Hindernisse. Regen sich doch die Berneralpen wie ein riesiger Wall quer in den Weg; sie können nur vermittelt eines stundenlangen Tunnels mit schwierigen Zufahrten auf beiden Seiten be-